

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Organisationseinheit	39
Reihe	Zeitfragen
Kostenträger	P.3.1.25.0
Titel	Seitenwechsel Wenn Journalisten sich als Schriftsteller betätigen
Autor/in	Michael Meyer
Redakteurin	Dorothea Westphal
Sendetermin	02.02.2018, 19.30 Uhr
Prod.termin	31.1.2018 9:30-17:00 Uhr
Studio	BS7 DLF Berlin
Regie	Beatrix Ackers
Besetzung	Sprecher 1 Michael Rotschopf Sprecher 2 Andreas Tobias

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

Zeitfragen Literatur, 02. Februar 2018

"Seitenwechsel"

Wenn Journalisten sich als Schriftsteller betätigen

ANMOD:

Schon Fontane wechselte die Seiten, die Vertreter des New Journalism wie Truman Capote, Hunter S. Thompson oder Norman Mailer taten es ebenfalls, so wie hierzulande Autoren wie beispielsweise Christian Kracht, Petra Reski oder Ijoma Mangold. Sie alle sind Journalisten, die bisweilen ins Schriftstellerfach wechseln und Romane, Novellen und Kurzgeschichten veröffentlichen. Dieser Seitenwechsel ist nicht ohne Tücken: Schließlich muss man für die lange Form des Romans eine ganz andere Erzählperspektive einnehmen, und auch stilistisch müssen Journalisten umdenken.

„Seitenwechsel“

Wenn Journalisten sich als Schriftsteller betätigen

Sie hören eine Sendung von Michael Meyer

(Auf Musik)

O-Ton 1a (Reski):

Es geht mir im Wesentlichen um eine viel größere gestalterische Freiheit.

O-Ton 1b (Mangold):

Na ich habe mich immer rausgeredet mit dem Satz, dass ich als Journalist zwar ein guter Beobachter bin, aber kein Mensch mit Fantasie.

O-Ton 1c (Musharbash):

Beim ersten Buch, bei „Radikal“ habe ich gar nicht lange drüber nachgedacht. Sondern ich habe einfach angefangen und habe mit niemandem drüber gesprochen.

O-Ton 1d (Martenstein):

Das ist eine Mentalitätsfrage, manche Leute haben diesen Drang, sich zu äußern, bei mir ist der nicht sehr stark entwickelt. Ich habe eigentlich immer geschrieben, wenn ich Aufträge bekam.

Erzähler:

Vier Journalisten und Journalistinnen, die die Seiten gewechselt, und Romane geschrieben haben. Es sind: Petra Reski, die unter anderem bereits drei Mafia-Krimis verfasst hat. Ijoma Mangold, der vor einigen Monaten mit „Das deutsche Krokodil“ eine romanartige Autobiografie vorlegte. Yassin Musharbash schrieb zwei Thriller, in denen es um Terrorismus und Islamismus geht. Und der Kolumnist Harald Martenstein hat bislang drei sehr unterschiedliche Romane veröffentlicht: der erste und erfolgreichste, „Heimweg“, war ein Auftragswerk, eine Literarisierung der eigenen Familiengeschichte.

(Auf Musik)

Zitator:

Es ist das erste Mal, dass ich eine Geschichte aufschreibe, ich habe keine Erfahrung mit so etwas. Das ganze Geschichtenerzählen ist ein einziger Betrug. Jetzt sage ich, was ich am Geschichtenerzählen gut finde. Ich finde es gut, dass man zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart einfach hin- und herspringen darf. Im Kopf geht es genauso. (Aus: „Heimweg“ von Harald Martenstein)

O-Ton 2a (Martenstein):

Das ist vielleicht auch was Journalistisches, man ist Journalist von Beruf,

Erzähler:

sagt Harald Martenstein:

O-Ton 2b (Martenstein):

Wenn der Auftrag da ist, überlegt man sich natürlich, was man macht und was einen selbst durch diese relativ lange Schreibzeit auch tragen kann, man muss eine Geschichte haben, ..., beim ersten Buch ist das ja meistens so, die man in sich trägt und die man vielleicht tatsächlich immer schon erzählen wollte.

Erzähler:

Viele Journalisten schreiben Romane – und produzieren somit sogenannte „Primärliteratur“, sind nicht mehr nur Beobachter, sondern werden selbst Teil der künstlerisch-kreativen Buchproduktion. Das Phänomen ist keineswegs neu. Es gibt unter den Romanautoren viele illustre Namen von Journalisten: So schrieb etwa der 2015 verstorbene Kulturkritiker Helmut Karasek gleich eine ganze Reihe von Romanen und unter Pseudonym auch drei Theaterstücke. Der ehemalige Tagesthemen-Moderator Ulrich Wickert hat vor 15 Jahren seinen ersten Krimi veröffentlicht, weitere folgten. Und schon vor dreißig Jahren

schrieb der ZEIT-Journalist Fritz J. Raddatz sein Debüt „Kuhauge“. Als er in Frankreich von der Zeitung „Libération“ wenig später dazu interviewt wurde, sagte er:

Zitator:

Warum habe ich nicht vor vielen Jahren umgeschaltet, und, statt meine Energien und menschlichen Qualitäten auf andere zu werfen, mich um mich selber gekümmert, warum habe ich nicht früher angefangen, ‚Primär-Literatur‘ zu schreiben?

Erzähler:

Raddatz, der 2015 starb, trieb das Thema um, und er reflektierte es in seinen 2010 erschienenen „Tagebüchern 1982 – 2001“, auch, weil er viele Verrisse für seine Romane „Kuhauge“ und „Wolkenrinker“ einstecken musste. So thematisierten einige ganz offen den damals noch als unschicklich geltenden Seitenwechsel vom journalistischen Fach in die Schriftstellerei. Die harsche Kritik verwundert rückblickend, denn bereits im 19. Jahrhundert wechselten Journalisten die Seiten und begaben sich auf das weite Feld der Schriftstellerei. Heinrich Heine betätigte sich zunächst als Journalist. Theodor Fontane arbeitete als Zeitungskorrespondent, Theaterkritiker und schließlich als Schriftsteller. Sein Zeitgenosse in der Neuen Welt, Mark Twain, arbeitete bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr für den „San Francisco Dramatic Chronicle“. Und auch der kolumbianische Literaturnobelpreisträger Gabriel García Márquez war, lange bevor er den „Magischen Realismus“ mitentwickelte, als Journalist tätig.

Musikakzent

O-Ton 3a (Neuhaus):

Zunächst haben wir im 18. Jahrhundert Schriftsteller, die auch als Journalisten arbeiten.

Erzähler:

Schon seit Jahren beschäftigt sich der Literaturwissenschaftler Stefan Neuhaus an der Universität Koblenz-Landau mit dem Verhältnis zwischen Literatur und Journalismus.

O-Ton 3b (Neuhaus):

Das heißt, es sind Schriftsteller, Autoren im weitesten Sinne, würde man heute sagen, Wissenschaftler, damals noch Philosophen, Theologen, eben die damaligen Berufe, die es gab, und die haben sich journalistisch betätigt. Aber das, was wir unter Journalismus verstehen, ist ein Produkt des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts.

Erzähler:

In den Publikationen jener Zeit wurden Journalismus und Schriftstellerei gleichermaßen Raum gegeben. So war es durchaus üblich, dass Romane in mehreren Teilen vorab in Zeitschriften veröffentlicht wurden:

O-Ton 4 (Neuhaus):

Auch die Romane von Theodor Fontane wie beispielsweise „Effi Briest“ sind als Fortsetzung in Zeitschriften vorab gedruckt worden. Das war ein beliebtes Mittel, um Geld zu verdienen, um sich überhaupt als Autor über Wasser zu halten, und damals war es auch nicht so streng getrennt, dass man sagen könnte, dass in Zeitungen und Zeitschriften vor allem Journalisten schreiben, das war noch sehr gemischt.

Musikakzent

Erzähler:

Allerdings bedingt das Schreiben fiktionaler Texte meist einen Perspektivwechsel. Dies beschrieb auch Fritz J. Raddatz in einem Interview 2011, als seine letzten Tagebücher gerade herausgekommen waren. Raddatz drückte das Verhältnis zwischen Schriftstellerei und Journalismus folgendermaßen aus:

O-Ton 5 (Raddatz):

Ich glaube, dass jeder Künstler, egal in welchem Genre, auch Komponisten, auch Schauspieler, auch Maler, sein eigenes Sonnensystem sein muss. Wenn er das nicht ist, verströmt er sich zu sehr ins Außen. Und dann ist er, ulkig, dass ich das sage, „nur“ Journalist. Das Wort heißt ja, „dem Tag verpflichtet“. Der Künstler ist ein Stückchen mehr, und muss sich auf sich konzentrieren...

Erzähler:

Seit etwa zwanzig Jahren ist das Arbeiten in beiden Bereichen durchaus wieder häufiger geworden. Eine Tendenz, die in angelsächsischen Ländern schon seit längerem zu beobachten ist. Dort ist der Wechsel von einem Metier ins andere nicht nur üblich, sondern regelrecht erwünscht: so schreiben Schriftsteller ganz selbstverständlich in Magazinen, betätigen sich als Kritiker, umgekehrt schreiben Journalisten selbstverständlich auch Romane oder Kurzgeschichten. Schon Günter Grass meinte 2001, dass er überhaupt nichts dagegen hätte, wenn selbst der Literaturnobelpreis auch an Journalisten vergeben würde:

Zitator:

Warum nicht ein Journalist? Es muss nur eben literarisch anspruchsvoll sein.

Musikakzent

Zitator:

Das Schlimmste: Langeweile. Sie erhebt ihr Haupt gern an Sonntagnachmittagen, wenn auf den Straßen nichts los ist und die Kinder der Nachbarschaft auf Familienausflug sind. Kein Freund kann ihn verlocken, einen Fernseher gibt es nicht, die Mutter ist mit sich selbst beschäftigt, jedes Spielzeug liegt wie tot auf dem Boden des Kinderzimmers.

(Aus „Das deutsche Krokodil“ von Ijoma Mangold)

Erzähler:

Nun stellt sich die Frage, was eigentlich Journalisten dazu ermuntert, einen Roman zu schreiben. Im Fall des ZEIT-Feuilletons-Chefs Ijoma Mangold war es die eigene Geschichte, die er aufschreiben wollte. Sein Buch „Das deutsche Krokodil“ handelt vom Anderssein und vom Dazugehören. Seine Mutter Schlesierin, sein Vater Nigerianer – und der Sohn, mit seiner Vorliebe für Richard Wagner, Thomas Mann und Preußen in vielerlei Hinsicht deutscher als mancher andere Deutsche. Von diesem Zwiespalt erzählt die romanhafte Autobiografie. So gesehen, waren Motivation und Sujet klar. Anfangs wusste Mangold allerdings nicht, wie er die Geschichte umsetzen sollte:

O-Ton 6 (Mangold):

Das ist sehr oft, dass Sie als Schriftsteller glaube ich in einer Situation sind, wo Sie denken: Irgendwie weiß ich noch nicht richtig, wie ich die Dinge ausdrücke, das hat dann aber gar nichts damit zu tun, was Sie sagen wollen, sondern wie Sie es sagen wollen, und sobald man dann an einer Schraube dreht, zu einer anderen Darstellungsweise kommt, eine andere Formentscheidung fällt, plötzlich fließt es wieder. Das ist

eine der beglückendsten Erfahrungen, die man machen kann, das tatsächlich die Form eigentlich das ist, was das Schreiben im Fluss hält.

Erzähler:

Nicht nur bei Ijoma Mangold, auch bei vielen anderen Journalisten, die sich als „Neu-Autoren“ betätigen, handelt das erste Buch von der eigenen Geschichte oder hat zumindest im weiteren Sinne damit zu tun. Bei Harald Martenstein war die eigene Familienbiografie Ausgangspunkt für die Umsetzung in Literatur. In „Heimkehr“ begegnen wir der Generation der Großeltern: den Kriegsheimkehrern und physisch und psychisch Verwundeten – und ihren Geschichten.

(Auf Musik)

Zitator:

Viele Jahre später, wenn sie früh am Morgen noch in der Bar saß und rauchte, wenn die letzten Gäste gegangen waren und die Schatten an sie herankrochen, wenn die Haut zwischen den Lebenden und den Toten plötzlich ganz dünn wurde, so dünn, dass man alles sehen und beinahe hindurchgreifen kann, an solchen Tagen also sah Katharina ihren Bruder Otto und ihren Vater oft am Nebentisch sitzen, hörte sie kichern und Schach spielen, und sie verstand, dass auch sie etwas Besonderes war, wie er.

(Aus „Heimweg“ von Harald Martenstein)

Erzähler

Sein erster Roman, so erzählt Martenstein, sei ein Versuch gewesen, diese typisch bundesrepublikanische Geschichte neuartig zu erzählen:

O-Ton 7 (Martenstein):

...bei der ich stilistisch versucht habe, mit dem lateinamerikanischen

„Magischen Realismus“ zu flirtieren. Es treten also Geister auf, also die Membran zwischen den realen Figuren und der Fantasie und dem Totenreich ist ganz dünn. Diese Art des Schreibens hat mich immer sehr beeindruckt, und kam mir so ganz und gar nicht deutsch vor, ..., so dass ich dachte, für eine deutsche Familiengeschichte eignet sich das ganz gut.

Musikakzent

Erzähler:

Doch Journalisten schreiben in ihren Debüts auch über andere Themen als die eigene Geschichte oder die eigene Familie. Yassin Musharbash, Investigativ-Reporter bei der ZEIT, hat bislang zwei hochgelobte Romane vorgelegt, die thematisch jenen Bereich ausleuchten, in dem er sich beruflich ohnehin auskennt: Islamismus und Terrorismus. Die beiden Romane „Radikal“ und „Jenseits“ behandeln aktuelle Themen. In „Radikal“ erfand Musharbash einen deutschen Politiker mit ägyptischen Wurzeln: Lutfi Latif - liberal, charismatisch, muslimisch, auf den ein Anschlag verübt wird. In „Jenseits“, seinem zweiten Roman, beschreibt Musharbash den Weg eines schüchternen Medizinstudenten namens Gent zum radikalen Islamismus.

(Auf Musik)

Zitator:

„Takbir!“ schrie ein Bruder irgendwo neben oder hinter ihm auf der Ladefläche des Transporters, auf dem er gelandet war. Vielleicht war es Kalashin oder Shruki, vielleicht jemand ganz anderes, Gent wusste es nicht, er sah nicht hin, aber gemeinsam mit allen anderen folgte er der Aufforderung: „Allahu Akbar! Allahu Akbar! Allahu Akbar!“ Gott ist größer! Ratatatata! Aber wie auch nicht, wenn es doch keinen anderen

Gott außer Gott gibt?

(Aus „Jenseits“ von Yassin Musharbash)

Erzähler

Vergleiche zu Anis Amri und anderen Fällen drängen sich auf.

Musharbash schreibt immer wieder über diese Themen, die, anders als bei Ijoma Mangold, aber doch auch etwas mit ihm zu tun haben:

O-Ton 8 (Musharbash):

Also meine Behauptung wäre, es hat immer mit einem selber zu tun und der Rest ist eine Frage von Grad, bis zu welchem Grad. Bei mir ist es vollkommen klar, dass meine Bücher etwas mit mir zu tun haben, das ist keine Raketentechnik, das kann jeder merken, der die Bücher liest, und mir fällt es total schwer, über Dinge zu schreiben, von denen ich überhaupt keine Ahnung habe.

Erzähler:

Je weiter weg das Thema ist – desto mehr Fantasie ist beim Schreiben gefragt, so könnte man das Problem zusammenfassen. Eine Regel, die sicher nicht nur für Journalisten gilt, wenn sie einen Roman verfassen. Die meisten Journalisten begeben sich nicht auf das allzu glatte Eis der Phantasie. Zumindest nicht mit ihren ersten Büchern. Meist bleiben sie bei den Themen, bei denen sie sich auskennen.

O-Ton 9a (Musharbash):

Die Bücher, die ich schreibe, sollen was über die tatsächliche Welt erzählen, und auf einer Art sind sie echter und wahrer als die echte Welt. Das kann sie aber nur sein, weil man sich natürlich an der Realität orientiert.

Erzähler:

Und dennoch ist der Reiz, eine eigene Realität zu erschaffen, die man so im Alltagsgeschäft nicht erschaffen kann, groß, stellt Yassin Musharbash fest:

O-Ton 9b (Musharbash):

Aber in der Tat, ich kann ja die Lücken füllen, die ich als Journalistmir fehlen Informationen, ich habe nicht genug Informationen, in einem Buch kann ich mir diese Informationen ja passend bereitstellen selber, ich kann mir die selber hingeben und herstellen. Und dadurch, dass ich das in einem Buch darf, komme ich zu einem Ergebnis, von dem ich glaube, dass es der Realität sehr nahe kommt, nur da kann ich es nicht beweisen, in einem Buch kann ich es beweisen, in der Realität nicht.

Musikakzent

Erzähler:

In einer ähnlichen Situation sieht sich Petra Reski. Reski, freie Journalistin und seit Jahren anerkannte „Mafia-Expertin“, hatte anfangs autobiografische Romane geschrieben, dann aber drei Romane verfasst, in denen die fiktive Ermittlerin Serena Vitale gegen Mafia-Strukturen im Einsatz ist. Schon bei ihrem ersten Roman „Palermo Connection“ lobten Kritiker, wie authentisch die Geschichte wirke, und wie detailgetreu glaubwürdig die Verbindungen zwischen Mafia und Teilen der Politik, Justiz und Wirtschaft geschildert seien. Auch die vielen kriminellen Verstrickungen der italienischen Mafia in Deutschland sind immer wieder ein Thema für Petra Reski. Die Frage nach literarischer und journalistischer Realität habe sich ihr gar nicht gestellt, sagt sie:

O-Ton 10:

Für mich war das kein Wechsel, sondern eher so, dass ich zwei Seelen in meiner Brust vereinigen konnte, nämlich einerseits Romane schreiben zu wollen und mich zweitens dennoch mit dem Thema Mafia auseinanderzusetzen. Demzufolge war das für mich einerseits eine praktische Erwägung, dass ich eben gerne weiterschreiben wollte über die Mafia, ohne mich ständig mit Klagen auseinandersetzen zu müssen und zweitens auch eine Möglichkeit, also meine Hoffnung natürlich auch, Leser für ein Thema zu gewinnen, die nicht zu einem Sachbuch über die Mafia greifen würden.

Erzähler:

Natürlich hatte sich Reski durchaus gefragt, wie sie ihre Hauptfigur am besten anlegen sollte, die die Geschichte transportiert, wobei auch die eigene Erfahrung eine Rolle spielte:

O-Ton 11 (Reski):

In Serena Vitale sind sehr viele männliche, als auch weibliche Vorbilder eingeflossen. Also die ich als positive sozusagen Helden insofern man das von Menschen überhaupt behaupten kann, betrachtet habe, und die sind natürlich sehr wohl da eingeflossen, ja.

Auf Musik

Zitator:

Eine Zeitlang hatte sie nur mit Schlafmitteln schlafen können – zehn nach Orangenblütenessenz schmeckende Tropfen hatten anfangs gereicht – später wurde es mehr, bis es schließlich gar nicht mehr ging, sie brauchte Monate, um wieder von ihnen loszukommen. Eine Zeitlang war es ihr besser gegangen, sie hatte sich eingeredet, es geschafft zu haben, mit einer gewissen Distanz, ja Kälte auf die Geschehnisse zu

blicken – wenn man Attentate als Geschehnisse bezeichnen konnte. Aber jetzt, seitdem sie den Prozess wieder führte, war die Wut wieder da, als wäre seitdem nur ein Tag vergangen. Ja, sie führte ein ganz normales Leben. Das Leben einer Kriegsversehrten.

(Aus „Palermo Connection“ von Petra Reski)

Erzähler:

Die Frage nach dem richtigen Ton, einem Erzähler, einer Figur, die den Leser an die Hand nimmt, ist für den Erfolg eines Buches entscheidend. Ijoma Mangold bedient sich in seinem Buch „Das deutsche Krokodil“ eines Tricks: Zu Anfang, als der Erzähler im Buch noch klein ist, ist von dem „Jungen“ die Rede. Später dann schreibt Mangold in der Ich-Form. Damit traf der Autor eine wichtige Entscheidung, die es ihm ermöglichte, auf Distanz zu seiner Figur zu gehen:

O-Ton 12 (Mangold):

Ich hatte plötzlich das unangenehme Gefühl, wenn ich als Kind immerzu „Ich“ sage, wirkt es noch narzisstischer und egozentrischer, als das Genre des autobiografischen Schreibens ohnehin schon ist. Ich fand es auch irgendwie unangenehm, dass ich, der ich damals vielleicht 43 war, immerzu „Ich“ sage, aber ich meine ja den fünf-jährigen Ijoma und nicht den 43-jährigen. (...) Da kam mir die Idee.

(Auf Musik)

Zitator:

Nichts wünscht der Junge sich mehr, als von gewöhnlichen Eltern abzustammen, aber ein Irrtum ist leider ausgeschlossen: Dass er von seinem Vater abstammt, ist, obwohl diesen fast niemand kennt, durch Hautfarbe erwiesen. Salem heißt das Heidelberger Krankenhaus, in dem er zur Welt kam an einem frühlingshaften 2. März um die Mittagszeit; aus

diesem unstrittigen Faktum geht glasklar hervor, dass er ganz und gar Heidelberger ist.

(Aus „Das deutsche Krokodil“ von Ijoma Mangold)

O-Ton 13 (Mangold):

Und der Haupteffekt, den ich dann realisierte war, dass ich mir selber zu einer Figur wurde. Ich sprach nicht mehr von mir, sondern von ihm, dem Jungen. Und das hat einen riesigen Vorteil: Ich konnte ihm, dem Jungen, viel mehr Schmerzliches, Peinliches und Schambesetztes zumuten, als ich es mir selber hätte zumuten wollen. Das heißt, mit dem Wechsel der Erzählperspektive konnte ich dann auch Sachen aussprechen, vor denen ich mich vorher zurückgescheut habe.

Erzähler:

Aber nicht nur der richtige Ton oder eine glaubwürdige Hauptfigur müssen stimmig sein. Auch der dramaturgische Bogen ist eine Herausforderung. Ist es besser, eine Struktur festzulegen oder ohne festen Plan an die Sache heranzugehen, wie Petra Reski:

O-Ton 14 (Reski):

Es gibt ja so Leute, die machen sich erstmal einen Plan, dazu gehöre ich nicht... Ich habe eine Idee, ich könnte es aber gar nicht so artikulieren, ich weiß, wohin ich will, ich weiß die Richtung, ich weiß, wo ich anfangen will, ich weiß, wo ich enden will, ich weiß nur nicht, was dazwischen passieren wird. Und das ist so, jeden Tag schreibe ich dann weiter, das klingt irgendwie völlig hanebüchen, aber de facto ist es so.

Musikakzent

Erzähler:

Harald Martenstein, der im kommenden Herbst einen weiteren Roman

veröffentlichen wird, hatte sich vorher immer als „Auftragsschreiber“ verstanden, der ein Thema bekommt und es möglichst originell umsetzt. Für ihn wäre es undenkbar, einfach so loszuschreiben. Er habe immer einen genauen Plan, was er erzählen will, nur das Wie bereite ihm regelmäßig Probleme:

O-Ton 15 (Martenstein):

Ich habe beim Schreiben meiner Romane ungefähr fünfmal den Impuls gehabt, das Ding wegzuschmeißen, oder in die Schublade zu pfeffern. Das ist ein ganz natürlicher Impuls. Man braucht so eine bestimmte Kombination von Eigenschaften, um da durchzukommen, einerseits braucht man schon so ein Selbstvertrauen, das natürlich durch eine journalistische Karriere sein kann, man weiß, man hat viele Texte abgekauft bekommen, die Texte sind gut angekommen undsoweiter, dann braucht man auch wirklich Disziplin, der journalistische Alltag verschafft einem ja so Schreibdisziplin. Man weiß, wie das ist, wenn man sich morgens hinsetzt und ein bestimmtes Pensum hat und dann muss es fertig werden.

Musikakzent

Erzähler:

Die Schreiberfahrungen von Journalisten mögen von Krisen, Pausen und Zweifeln begleitet sein, entscheidend ist doch, wie das Werk am Schluss geworden ist. Gelegentlich passiert es dann, dass Kritiker das Buch eines Kollegen aus Antipathie herunterschreiben – Alltag innerhalb eines Berufstandes, mag man sagen. Doch man fragt sich schon, welche literarische Qualität haben all die Romane, die Journalisten und Journalistinnen verfasst haben, eigentlich? Ist das große Literatur, die da entsteht?

O-Ton 16 (Neuhaus):

Ich würde mal sagen, maximal zehn Prozent, was da so am Markt erscheint, kann sich über eine gewisse Zeit auch halten. Das ist glaube ich, unabhängig davon, ob jemand eine journalistische Vorbildung hat, oder nicht.

Erzähler:

Sagt der Literaturwissenschaftler Stefan Neuhaus

O-Ton 17 (Neuhaus):

Natürlich fällt jemand besonders auf, der als Journalist vorher gearbeitet hat, ..., bei Journalisten ist es so, natürlich können Journalisten sehr gut schreiben, von daher auch wirklich eine Voraussetzung auch etwas anderes mit dieser Fähigkeit zu machen, auf der anderen Seite ist die Ausbildung eines Journalisten doch so stark auf Fakten, auf eine bestimmte journalistische Sprache hin orientiert, dass man manchmal den Eindruck hat, dass es für die Literatur nicht so gut umsetzbar ist. Ich denke jetzt zum Beispiel an Helmut Karasek, einen der ganz großen Kritiker des 20. Jahrhunderts, ..., der lange Zeit in leitender Funktion beim SPIEGEL gearbeitet hat, hat vor zwei Jahrzehnten seinen ersten Roman geschrieben, ein Enthüllungsroman über den SPIEGEL, „Das Magazin“ und dieser Roman ist grauenvoll, das ist zumindest meine Meinung. (...)

Musikakzent**Erzähler:**

Manchmal gehen von den Romanen, die Journalisten schreiben, auch literarische Impulse aus. In den sechziger und siebziger Jahren hatte ein

neuer literarischer Stil seine Hochzeit. Er nannte sich „New Journalism“ und war vor allem in den USA ein großer Trend. Die Liste jener Autoren, die diesen Grenzbereich bedienten, ist lang und eindrucksvoll: Truman Capote, Joan Didion, Norman Mailer, Gay Talese, Hunter S. Thompson oder Tom Wolfe – um nur einige zu nennen. Für die damalige Zeit war das Neue am „New Journalism“, dass er in einer Mischung aus journalistischer Reportage und Roman reale Alltagsphänomene in den Blick nahm. Durchaus auch solche Themen wie Armut, Gewalt, Arbeitslosigkeit, Drogensucht oder Homosexualität - Sujets, die in der amerikanischen Literatur damals noch als Tabu galten.

O-Ton 18 (Neuhaus):

Was den Stil betrifft, vorher war Literatur symbolisch, sehr episch breit, sehr erzählend, mit einem ausladenden Gestus, und nun hat sie durchaus auch in der Nachfolge der amerikanischen Short Stories in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Autoren wie Hemingway, wird sich viel stärker am Alltag orientiert, auch im Stil. Also ganz konkrete Beschreibungen, dann aber auch wieder eine poetische Aufladung, deswegen dieser knappe Stil, ..., dass etwa wenige Adjektive Verwendung finden, das wäre so ein Merkmal, das es wenig Ausschmückungen gibt, dass es sehr lakonisch ist, auf der anderen Seite wird es aber auch sehr stark literarisiert, zum Beispiel über Phänomene wie Alliterationen, oder die Metrik, die Klanglichkeit der Sprache, so dass man sagen kann, dass immer noch erkennbar ist, dass es sich um Literatursprache handelt.

Erzähler:

Über dreißig Jahre nach der Erfindung des „New Journalism“ machten sich in den neunziger Jahren deutschsprachige Jung-Autoren und Journalisten wie Benjamin von Stuckrad-Barre oder Christian Kracht

daran, einen ähnlichen, wenn auch anders gearteten Stil zu kreieren. Die Feuilletons bezeichneten ihn bald als sogenannte „Pop-Literatur“. Diesen Begriff hatte ursprünglich der Berliner Schriftsteller Joachim Lottmann erfunden. Die „Pop-Literatur“ betonte vor allem Aspekte der Waren- und Konsumwelt, Mode und Musik – es war die Lebenswelt der damals Mittzwanziger. Stefan Neuhaus meint, dass die Autoren dieses Genres sich durchaus etwas abgeguckt haben beim „New Journalism“ dreißig Jahre zuvor. Zum Beispiel:

O-Ton 19: (Neuhaus)

Christian Kracht wäre so jemand, der dieser Art des Schreibens sehr stark verpflichtet ist. (...) und ist dann, mit „Faserland“ 1995 seinem ersten Roman zu einem der bekanntesten Autoren der damaligen Zeit geworden und hat dann eben kontinuierlich Romane geschrieben aber auch immer wieder diese Grenze zwischen Literatur und Journalismus versucht, zu verwischen.

Erzähler:

Ob man diese Art Literatur nun schätzt oder nicht - in jedem Fall war die Pop-Literatur etwas Neues. Was ihr im Vergleich zu den Büchern des New Journalism allerdings fehlte, war ein sozialkritischer Blick auf Phänomene der Zeit. Stefan Neuhaus meint, dass dennoch manche Romane dieser Autoren, wie „Faserland“ von Christian Kracht, über den Tag hinausreichen. Nicht zuletzt wegen des exzentrischen Stils.

Musikakzent

Erzähler:

Ob und wie auch immer die literarischen Grenzgänge der Journalisten und Journalistinnen gelingen, oder ob sie scheitern – es wird sie immer wieder geben, zu reizvoll erscheint doch die lange und andere Form.

Ganz egal, was hinterher die Kollegen oder Kritiker schreiben. Fritz J. Raddatz beispielsweise dürfte noch zu Lebzeiten seinen Frieden mit der Kritik gemacht haben. Der ebenfalls bereits verstorbene „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher lobte beispielsweise, Raddatz habe mit seinen Tagebüchern „den großen Gesellschaftsroman der Bundesrepublik“ verfasst. Ein größeres Kompliment kann man kaum machen.

Musikazent

Erzähler:

Doch welchen Rat geben die Roman-schreibenden Journalisten ihren Kollegen und Kolleginnen auf den Weg? Was sollte man bedenken, wenn man sich der langen, fiktionalen Form zuwendet?

O-Ton 20 (Reski):

Also man sollte bedenken, dass man über Dinge schreibt, die einen wirklich fesseln, die einen persönlich auch irgendwo treffen....

*Demzufolge würde ich jedem Journalisten raten, wenn er über Themen schreibt, die kann man sich nicht anlesen, die muss man gefühlt haben. (...)*Es muss wirklich etwas mit Dir zu tun haben.**

O-Ton 20b (Mangold):

Man muss sich große Freiräume an Zeit schaffen, in denen der Kopf mit nichts anderem beschäftigt ist, weil nur in diesem Freiraum herrscht auch wirklich die Ruhe, in dem man auch den neuen Ton hört, der sich für einen selber eignet, der Geschichte, die man erzählt aufzuschreiben.

O-Ton 20c (Martenstein):

Sie sollten...ehrlich sein und schonungslos mit sich umgehen, mit ihren Träumen, mit ihren Illusionen, mit ihren Gedanken, undsoweiter. Also,

Eitelkeit ist die größte Gefahr, niemand möchte eitle Texte lesen. Keine Sau will das. Und wenn man das merkt.....man darf ruhig eitel sein, aber (lacht) wenn das in den Texten spürbar wird, ist der Ofen aus. Das ist...ist wichtig.

O-Ton 20d (Musharbash):

Meistens glaube ich jedenfalls, ist das, was aus einem raus will,will aus irgendeinem Grund raus und das, was man nicht aufs Blatt geschrieben kriegt, das, was sich sperrt dagegen, das ist vielleicht auch nicht so geil, wenn man's dann zwingt.

ABMOD:

„Seitenwechsel“

Wenn Journalisten sich als Schriftsteller betätigen

Sie hörten eine Sendung von Michael Meyer

Es sprachen: Michael Rotschopf und Tobias Andreas

Ton: Andreas Narr

Regie: Beatrix Ackers

Redaktion: Dorothea Westphal

Einen schönen Abend noch wünscht Julia Riedhammer

Angaben zu den Zitaten:

„Jenseits“ von Yassin Musharbash / Kiepenheuer und Witsch,

ISBN 978 – 3 – 462 – 05046 -2

„Heimweg“ von Harald Martenstein / btb

ISBN 978 – 3 – 442 – 73864 - 2

„Kaltblütig“ von Truman Capote / Rowohlt Taschenbuch

ISBN 3 499 11176 4

„Das deutsche Krokodil“ von Ijoma Mangold / Rowohlt

ISBN 978 – 3 – 498 04468 8

„Palermo Connection“ von Petra Reski / Atlantik

ISBN 978- 3 – 455 650112